

# Ulrich Wickert

# Frankreich

Die wunderbare Illusion

H o f f m a n n u n d C a m p e





**Ulrich Wickert**

**Frankreich**

*Die wunderbare Illusion*

| Hoffmann und Campe |

# Vorwort

Da es schon so viele Bücher über Frankreich gibt, habe ich lange gezögert, ein weiteres zu schreiben. Doch je länger ich als Fernsehkorrespondent in Paris lebte, desto mehr und schwierigere Fragen stellte mir mein Publikum; Fragen, die weit über jede Tagespolitik hinausgingen. ›Frankreich – die wunderbare Illusion‹ ist ein Teil der Antwort.

Die Ausgangsbasis war günstig für mich: Von 1956 an habe ich drei Jahre lang ein französisches Lycée in Meudon besucht, jenem Vorort von Paris, in dem Rabelais eine Stelle als Curé innehatte. In der Schule mußten wir den ›Cid‹ von Corneille zu drei Vierteln auswendig lernen; das war wichtiger als Mathematik, die mich beim Abitur in der Bundesrepublik quälte. Aufgrund meiner Frankreichkenntnisse schickte mich der WDR ab 1969 zu jeder Präsidentschaftswahl nach Paris, bis ich 1978 als Korrespondent an das Frankreichstudio der ARD versetzt wurde. Nach der Wahl Mitterrands 1981 übernahm ich für kurze Zeit das ARD-Studio in New York, um schon zweieinhalb Jahre später, 1984, zum Leiter des Frankreichstudios der ARD berufen zu werden.

Welche Rolle die französische Sprache in Gesellschaft und Politik spielt, wird häufig verkannt: Sie bestimmt Autoritätsstrukturen. So wird denn auch das Gespräch mit jeder Art von Franzosen zu einem wichtigen Element des

Buches. In ein persönliches Beispiel kann sich der Leser leichter hineinversetzen, und daraus erfährt man Originelles, das selbst die Franzosen noch nicht gelesen haben, etwa wie ein Berater des Staatspräsidenten Büros besetzen muß, um überhaupt arbeiten zu können. In der Unterhaltung mit dem Käsehändler Roland im 7. Arrondissement, dem Staatspräsidenten Mitterrand im Elysée-Palast oder seinem Vorgänger Giscard, dem Seidenfabrikanten Brochier in Lyon oder seinem Konkurrenten Roze in Tours, dem Bauern François Veyrier auf der Hochebene des Larzac oder mit Jacques Hindermeier, dem Nachfahren eines Erstürmers der Bastille, lernte ich Persönliches kennen, das ich in einen größeren Zusammenhang stelle und analysiere. Als Beispiel dafür mag das Kapitel ›Leiden an der Revolution‹ dienen. Aber ich gehe immer von der Prämisse aus, daß es *den* Franzosen noch weniger gibt als den Engländer, den Italiener oder gar den Deutschen.

In einigen Kapiteln versuche ich deshalb ganz bewußt, bestehende Vorstellungen zu korrigieren. Paris, so glaubt man, beherrsche Frankreich. Daß aber umgekehrt die Provinz einen erheblichen Einfluß auf die Hauptstadt ausübt, bleibt im allgemeinen verborgen: In der ›Überlandzentrale‹ erlebt der Leser plötzlich Franzosen, die sich in Paris ›im Exil‹ befinden.

Auch die Politik nimmt in diesem Buch einen gewissen Raum ein. Ich beschränke mich jedoch auf das eher Grundsätzliche und vernachlässige die Tagespolitik: Da wird untersucht, wo die ›führende Klasse‹ herkommt, wie die Elite geschult wird, welches die Rollen der Bourgeoisie, des Proletariats, der extremen Parteien sind, besonders aber wie das Phantombild

eines französischen Staatspräsidenten aussieht – und wie die beiden großen politischen Persönlichkeiten der Nachkriegszeit, Charles de Gaulle und François Mitterrand, eingeschätzt werden. Und schließlich, weil das Buch auch seine ironischen und kritischen Seiten hat, konnte ich natürlich nicht an der Frage vorbeigehen, ob der französische Präsident etwa ein König ohne Krone sei.

Paris, im Juni 1989

Ulrich Wickert

# Frankreich ist eine Idee

## Den Rhythmus erahnen

Als die Franzosen sich darauf vorbereiteten, den zweihundertsten Geburtstag ihrer Revolution zu feiern, fragten sie sich plötzlich, ob ihr Staatspräsident nicht wieder ein Monarch sei und hofhalte. Das druckten einige Journale in Paris; und im Ausland, wo Perücke und Robe von Ludwig XIV. einem Zeichner immer noch als einfachste Mittel erscheinen, einen Politiker unverkennbar als Franzosen zu karikieren, dort griff man das Thema willig auf. 1989 traf es François Mitterrand, so wie vor ihm Valéry Giscard d'Estaing, Georges Pompidou und Charles de Gaulle mit gepudertem Allongé-Haarteil als ›Louis‹ dargestellt zu werden. Allerdings hatte Mitterrand das Glück, erst nach sieben Jahren Amtszeit und einer gloriosen Wiederwahl mit der Königskrone gezeichnet zu werden, und das Volk ging darob auch nicht auf die Barrikaden. Denn wen immer die Franzosen zum Präsidenten ihrer Republik wählen, bescheiden wird er nie wirken: Allein sein Amtssitz, das Palais de l'Elysée, ist so prächtig, daß jeder Hausherr darin wie ein König erscheint.

Ob es dort ›wie bei Hofe‹ zugeht, werden wir später sehen.

Daß es zumindest 1981, als François Mitterrand sein Amt antrat, nicht so anfang, erzählt die kleine Anekdote von Jean-Michel Gaillard, der noch nie auf dem rechten Ufer der Seine gewesen war – aus intellektuellem Snobismus, behaupte ich, er dagegen erklärt, dort habe er eben noch nie etwas zu suchen gehabt. Nun gut, auf jeden Fall wußte er nicht, wo der Elysée-Palast liegt. *La rive gauche*, das linke Ufer, ist das selbsterwählte Ghetto der Pariser, von Verlegern, Professoren, Autoren – also der französischen Intelligentsia. Auf das rechte, wo im *seizième* oder im *huitième*, im 16. oder 8. Arrondissement, im Faubourg Saint-Honoré mit Cartier und Hermès, mit Dior und Yves St. Laurent, mit Maxim's und Taillevent nur Geld protzt und regiert, schauen die Intellektuellen mißbilligend herab. Dort aber liegt der Sitz des Staatspräsidenten: an der Prachteinkaufsstraße Faubourg Saint-Honoré.

Als nun der Absolvent der Eliteschule ENA, Jean-Michel Gaillard, im Juni 1981, während er im Quai d'Orsay, dem französischen Außenamt, arbeitet, aus dem Elysée den Anruf erhält, ob er nicht in den Stab des einen Monat zuvor gewählten Staatspräsidenten Mitterrand eintreten wolle, weiß er erst einmal nicht, wohin er sich begeben soll. Nun gut, er findet den Elysée-Palast, nimmt das Angebot an und tritt eines Morgens in den Dienst des Präsidenten als einer seiner Berater.

Praktisch ist das leichter gesagt als getan. Gaillard weiß zwar, daß er dem Chef der außenpolitischen Abteilung, Hubert Védrine, unterstellt ist, doch weder sein Chef noch sonst jemand kann ihm ein Büro anweisen, geschweige denn eine Sekretärin. So irrt Gaillard durch die Gänge des Elysée-Palastes, schaut in

verschiedene Büros, bis er ein leeres findet, erkundigt sich bei der Sekretärin, wo der Sesselinhaber sei, und besetzt – da dieser sich gerade auf Dienstreise befindet – solange seinen Schreibtisch. Im Juli sind viele unterwegs oder in Urlaub. Im August hat er erst recht keine Probleme. Im September wird es schwieriger. Im Oktober hat er immer noch kein Büro, aber inzwischen große Übung, einen neuen Schreibtisch zu ergattern. Gaillards Klagen bei der Elysée-Verwaltung werden stets mit der lakonischen Antwort bedacht: »Débrouillez-vous vous-même!« (»Fummeln Sie sich selbst durch!«)

Nur der Zufall macht ihn schließlich seßhaft: Als sein Chef Védrine den Staatspräsidenten auf einer Reise begleitet und Gaillard deshalb zu Védrines Sesselbesetzer wird, klingelt eines der Spezialtelefone auf Védrines antikem Schreibtisch. Jean-Michel Gaillard hebt den Hörer ab, am anderen Ende meldet sich der Generalsekretär des Elysée, Pierre Bérégovoy. Der zeigt sich zuerst erstaunt, Gaillard statt Védrine an der Strippe zu haben, bittet ihn aber sofort zu sich, da ihm ein englischer Besucher gegenüber sitzt, der kein Französisch kann, während Bérégovoy des Englischen nicht mächtig ist. So muß denn der Präsidentenberater Gaillard eilig in das große Büro des allerhöchsten Präsidentenberaters, um den Dolmetscher zu spielen, was ihm nebenbei die Gelegenheit gibt, sein Büroproblem vorzutragen, und er wird in einem Nebengebäude untergebracht.

Gaillard erhält auch eine Sekretärin, die aber hat weder Übung im Maschineschreiben, noch ist sie in Orthographie bewandert. Angeblich hat sie ihre Berufsausbildung

abgeschlossen, aber bisher noch nie gearbeitet. Mit großer Geduld bringt Gaillard, der ein ungewöhnlich ruhiger und lebenswürdiger Mensch ist und früher Geschichte an der Universität unterrichtet hat, der jungen Dame das Notwendige bei. Aber die Suche nach einem standesgemäßen Büro gibt er unterdessen nicht auf.

Da ist eines Tages ein anderer Berater des Präsidenten, Gérard Renon – sieben Jahre später wird er Minister sein –, in ein politisches Malheur verwickelt. Renon sitzt aber in einem schönen Büro direkt neben Gaillards Chef Védrine. Schon eilt Gaillard zu Renon, den er gut kennt, erklärt ihm: »Ich fürchte ja, daß deine Tage im Elysée gezählt sind. Sag mir als erstem Bescheid, wenn du gehen mußt, damit ich dein Büro bekomme.«

Renon hält Wort, und Gaillard zieht in das Büro mit antikem Schreibtisch, mit einer schönen goldenen Kaminuhr, die in eine Büste Heinrichs IV. hineingearbeitet ist, und mit einer eleganten grau-weiß gestreiften Markise vor dem Fenster, das ihm den schönsten Blick über den Hof auf das Portal des Elysée-Palastes gewährt.

»Débrouillez-vous! Deshalb klappt in Frankreich nichts! Du bist viel zu milde mit den Franzosen. Wäre so was in Deutschland, in Amerika, irgendwo anders möglich?« ärgert sich, als ich mich über die Büroszene im Elysée amüsiere, unser Freund Philippe Lefèvre, der nie ein gutes Haar an seinen Landsleuten läßt, Frankreich dennoch über alles liebt und woanders nicht leben könnte.

»Wegen des ›débrouillez-vous‹«, antworte ich ihm, »klappt hier vieles eher als anderswo!« Aber auch das stellt Philippe wie so manches in seinem Land in Frage.

## Außenspiegel fürs Eigenleben

Ja, die Franzosen zweifeln nicht selten; sie zweifeln jedoch nicht an ihrer Identität, sondern eher daran, ob ihr Wesen von außen ›falsch‹ eingeschätzt werden könnte. »Die Ausländer urteilen über uns: ›Die Franzosen sind größenwahnsinnig.«« Diese Schlagzeile druckte das Wochenmagazin ›Le Point‹ (N° 831) im August 1988 auf sein Titelblatt über eine Zeichnung, die einen Reiter mit Baskenmütze darstellte, der den Eiffelturm wie Don Quichottes Lanze anlegte. Die mehr als sechsseitige, ›breitgefächerte‹ Untersuchung förderte nur alte Klischees zutage.

Die Briten zeigen sich besonders böse. Die Zeitung ›Independent‹ wird mit dem Satz zitiert: »Die Pariser werden erst dann aufhören, pöbelhaft zu sein, wenn Schweine fliegen lernen.« Die Franzosen seien, wenn sie nach England kämen, laut, würden nicht aufhören, über das Essen zu meckern, und immer falsch parken. Die Italiener dagegen erscheinen eher selbstkritisch: »Die Franzosen sind schlechtgelaunte Italiener.« Die Belgier, die den Franzosen als dümmliche Witzfiguren dienen – so ähnlich wie die Polen den Amerikanern oder die Ostfriesen den Westdeutschen –, antworten darauf: Dies seien die einzigen Histörchen, die die Franzosen fähig wären zu verstehen; sie hielten sich immer für etwas Besseres, seien Chauvinisten, Meckerer und arrogant, sofort bereit, Mitterrand

herbeizurufen, wenn ein belgischer Zöllner einen Koffer öffne.  
»Aber welche Lebensart!«

Die Skandinavier werden nur lobend zitiert: »Ah! Die kleinen Frauen von Paris – dieser so französische Charme von Catherine Deneuve.« Und von weiblicher Seite: »Was sind die Franzosen galant!« Und die Deutschen? Die könnten nur auf französisch vom ›Savoir-vivre‹ sprechen. Aber, ach nein, sehr sauber seien die Franzosen nicht, hielten sich fälschlicherweise immer noch für die ›grande nation‹, obwohl sie längst eine Mittelmacht seien. Aber welche Auswahl an Delikatessen! Sprechen die Deutschen nicht von ›Leben wie Gott in Frankreich‹?

In der Bundesrepublik, den USA oder Japan wäre solch ein Blick von außen ins Eigenleben mit einer teuren Umfrage abgeschlossen worden, um festzustellen: Wie beliebt sind wir? Während diese stets an sich zweifelnden Länder nach der Bestätigung suchen, daß sie natürlich geliebt werden, ist dies für Franzosen unwichtig – und deshalb gibt sich die Titelgeschichte von ›Le Point‹ auch mit Klischees über Frankreich zufrieden. Die Leser werden darüber, wie die andern über sie denken, schmunzeln. Etwas Positives bleibt immer hängen, und die Klischees, was der Ausländer nicht bemerkt, gelten nur einer Fassade!

Dem Fremden unterläuft der Fehler, Frankreich mit den Franzosen zu verwechseln. Sie, die Franzosen, sind aber nur ein Mittel zum Zweck, Frankreich dagegen ist eine Idee ›an sich‹! »Frankreich ist eine Absicht, das heißt ein Werk, für dessen Schönheit keine Mühe gescheut werden darf«, schrieb

letzthin ein Mitglied der Académie française, der Literat Jean Dutourd, nachdem in der Fünften Republik dreißig Jahre ins Land gegangen waren.

Sie scheinen die Mühe aber manchmal eben doch zu scheuen. Hätte sich Charles de Gaulle sonst zu dem Satz hinreißen lassen, den er seinem Schwiegersohn Alain de Boissieu sagte: »Die Franzosen sind Kälber, und man muß sie stoßen, sie um etwas herum vereinen: um eine gewisse Idee von Frankreich.« Denn, »ohne Frankreich, ohne dessen Anciennität, ohne seinen Ruhm – was wären sie, die Franzosen?« fragt Jean Dutourd. »Ein Völkerstamm unter anderen, ein Gemenge von Einzelgängern, eher weniger sympathisch als die Italiener, weniger diszipliniert als die Deutschen, mit weniger Bürgertugenden als die Engländer, weniger gewitzt als die Amerikaner ...« (Le Point, N° 833, 5. 9. 1988, S. 50) Die ›Idee‹ verleitet die Franzosen manchmal, sich über andere erhaben zu fühlen, weil sie sich gern über ihr ›wunderbares‹ Land, dessen heutige Stärke und Größe Illusionen machen.

Die Idee, die Frankreich verkörpert, wurde sogar einmal ausgetauscht – durch die Revolution. Und darunter leidet der Patient immer noch. Während der Monarchie hatte Gott eine besondere Absicht mit Frankreich, das sich als Erbe Roms und Athens versteht. »Frankreich existierte nur als älteste Tochter der Kirche«, definiert René Rémond, Doyen der französischen Politologie, diese ausgetauschte Idee. Da Gott für Frankreich eine besondere Aufgabe vorgesehen habe, sei Frankreich nur dann Frankreich, so es Gottes Plan treu bleibe (Projet, N° 213,

Sep./Okt. 1988, S. 164). Mit der Revolution habe Frankreich jedoch seinen göttlichen Auftrag verneint, ohne darauf zu verzichten, ›Idee zu sein‹. Man ersetzte Gott durch ein laizistisches ›Höchstes Wesen‹, erklärte die Revolution zur universellen Botschaft und deren Kind, die Republik, zur Idee.

Im Wechsel der ›Idee‹ liegen zweihundert Jahre und – wohl auch noch länger – innenpolitische und außenpolitische Sprengsätze: Bis heute leidet ein Teil der Franzosen unter dem Verlust der alten Idee. Aber auch Preußen verstand sich als ›Idee‹.

## Und ein Blick hinter die Fassade

Charme und Aggressivität, Diskretion und Courtoisie dienen im täglichen Umgang dazu, eine Fassade aufzurichten, um Fremde irrezuführen, eine Fassade, die manch wunderbare Illusion erweckt. Weil es in Frankreich nicht ungewöhnlich ist, daß manche Eheleute gewisser Schichten auch heute noch ›Sie‹ zueinander sagen, sogar Kinder ihre Eltern siezen, hält man Franzosen für formell. Hinter der Fassade aber duzt man sich in Frankreich mehr als anderswo. Der ehemalige Premierminister Jacques Chirac, Bürgermeister von Paris, siezt zwar seine Frau, die vom Adel abstammt, er ist jedoch dafür bekannt, bei seinen Mitarbeitern und politischen Freunden schnell zum ›Du‹ überzugehen.

Das *tutoiement*, das Duzen, als Folge der von der Revolution verkündeten Brüderlichkeit, ist dafür nur eine magere Erklärung. Nein, es duzt sich, wer zur Zunft, wer zur verschworenen Gemeinschaft gehört. Verschworene Gemeinschaften sind soziologische Gruppen, bei denen sich die Mitglieder mit dem Ziel der Zunft besonders stark identifizieren – etwa durch den Beruf. Journalisten unter sich duzen sich sofort. Mir ist es häufig passiert, daß ein französischer Assistent, der für einen Tag als freier Mitarbeiter unser Kamerateam verstärkte und den ich noch nie gesehen hatte, mich sofort duzte, während die deutschen Mitarbeiter

beim ›Sie‹ blieben. In Frankreich duzt man sich leicht; im Büro, in den Ministerien, in den Verwaltungen ist dies gang und gäbe – und auch im Betrieb nicht ungewöhnlich. Es bestehen sogar Grundsätze: Wer die Ecole Polytechnique, die ENA oder das Institut des Hautes Etudes de la Défense Nationale besucht hat, duzt nicht nur seine Klasse, sondern alle anderen Jahrgänge auch – denn man gehört dem Clan an!

Sie können bei einem offiziellen Essen den ganzen Abend neben einer charmanten, äußerst intelligenten Person sitzen, ohne auch nur irgend etwas über sie – und sei es auch nur eine dezidierte Meinung – zu erfahren. Es gehört zum Fassadenleben, daß man sein eigenes Ich, seine Meinung, seinen Beruf, besonders seine finanzielle Position kaschiert. Wie häufig habe ich bei Diskussionen erlebt, daß jeder sich hinter der Formel versteckte: »Wenn ich der und der wäre, würde ich so und so argumentieren.« In sich waren die Argumente immer logisch, mit viel Wissen versehen und vielleicht sogar pfiffig dargeboten, aber der Gedankenaustausch wurde zum ›l'art pour l'art‹, weil jeder nur zum besten gab, was er als Ansicht anderer deklarierte. Sind Sie aber am nächsten Tag mit derselben Person bei einem gemeinsamen Duzfreund eingeladen – schon werden Sie als Mitglied des Clans erkannt und aufgenommen.

Als Ausnahme von dieser Regel zeigt man in Paris auf François Mitterrand, der angeblich nicht mehr als ein Dutzend Freunde duze, und zwar nur Freunde aus der Jugendzeit, wie den General Pierre de Bénouville, oder aus der Résistance, wie den Gaullisten Jacques Chaban-Delmas. Mitterrands älterer

Bruder Robert, der eng mit ihm verbunden ist, schildert François als schon in der Kindheit besonnenen und in sich zurückgezogenen Jungen: »François organisierte sein Leben gelassen, ohne Lärm zu machen, aber wenn er herausgefordert wurde, in irgendeinem Spiel oder Wettbewerb, hob er den Handschuh auf und strengte sich, ohne seine Ruhe aufzugeben, bis zum Ende an, um die Partie zu gewinnen.« (Frère de quelqu'un, Paris 1988, S. 35) Als Mitterrand, damals Parteichef der Sozialisten, im Juni 1972 den kommunistischen Parteiführer Georges Marchais in das Programme Commun der Vereinten Linken hineingezwungen hatte, soll Marchais ihm angeboten haben: »Wir können uns doch jetzt duzen!« – »Wenn Sie wollen«, habe Mitterrand kühl geantwortet, und damit war diese Frage für immer geklärt.

Auch die Aggressivität, der man in Paris allerorts täglich begegnet, dient als Schutzschild. In dem kleinen Laden in der Rue du Bac, in dem ich seit Jahren meine Visitenkarten drucken lasse, wollte ich Nachschub bestellen, aber die Inhaberin fand die Druckplatte nicht, behauptete, sie mir mitgegeben zu haben, und wurde immer kratzbürstiger. Ich schaute bei mir zu Hause und im Büro nach, fand sie aber nicht. Am nächsten Tag ging ich wieder ins Geschäft, hatte noch nicht begrüßt oder gar die Tür hinter mir geschlossen, da keifte die Frau: »Was wollen Sie denn, ich habe ...« Ich blieb dabei, erklärte noch einmal ... Sie schaute noch einmal nach, fand die Druckplatte, die nur verlegt worden war, und wir schieden fast als Freunde.

Zu behaupten, dies sei nun das Verhalten eines Durchschnittsfranzosen, wäre allerdings falsch. Der existiert

nicht. Ist der Pariser in ganz Frankreich wegen seiner Ruppigkeit verschrien, was falsch ist – ich selbst habe dort viele äußerst liebenswürdige französische Bekannte –, so begegnet man auf dem Land Franzosen von einer großen Warmherzigkeit und Freundlichkeit. Allgemeine Urteile über die Bewohner des Hexagons – so nennen sie ihr Land, da Frankreich geographisch einem Sechseck ähnelt – sind nicht erlaubt, sagt man, es gibt statt des durchschnittlichen nur den ›statistischen‹ Franzosen her.

Oder die Diskretion! Sie dient dazu, das Zusammenleben konfliktfreier zu gestalten. Und tatsächlich ist der diskrete Umgang miteinander eines der angenehmsten Wesensmerkmale der Franzosen, vorausgesetzt, man hält die Spielregeln ein. Ein Franzose würde selten versuchen, jemanden zu überzeugen, gar zu überreden oder für ihn zu entscheiden, wie das in Deutschland mal mehr, mal weniger grob immer wieder vorkommt. Zum täglichen Leben gehören außerordentlich viele Gespräche, was den Alltag sehr viel menschlicher macht, als er in Deutschland ist.

Franzosen arbeiten im Durchschnitt mehr Stunden in der Woche als die Deutschen, doch produzieren sie in dieser Zeit weniger: Sie müssen ja miteinander reden, und zwar nicht nur die Arbeiter untereinander, auch die Arbeiter mit den Chefs. Kunden reden in den Geschäften lange mit dem Patron, und kaum einer nimmt es übel, wenn er deshalb warten muß. Man schwatzt mit den Kellnern im Bistro ... Kurzum, man schwatzt.

Die nun folgenden Kapitel werden sich mit den wunderbaren Illusionen beschäftigen und einen Blick hinter

Frankreichs Fassadenkunst ermöglichen, ohne daß damit endgültig und für alle Zeiten geklärt wäre, was die Franzosen unter Frankreich verstehen und was sie selbst – als Mittel zum Zweck – darstellen. Da müßte man schon Kant heißen, um auch in diesem Fall zu begründen, warum das Absolute nicht nachzuweisen ist. Ideen kann man eben nur erahnen.

# Paris, der Nabel der Welt

## Trotz Revolution und Gleichheit

Am Verkehr erkenne ich, daß es Mittwoch ist. Da Paris eine Stadt für Fußgänger ist – selbst der weiteste Weg wird zur anregenden Promenade –, tragen mich Schusters Rappen in der Frühe von der Wohnung zum Büro. Der Weg führt mich über den Pont Alexandre III, zwischen Grand und Petit Palais hindurch zu den Champs-Élysées. Wenn ich, in Gedanken versunken, etwa auf der Höhe der Seine bin, beginnt der Lärm, und mir fällt ein: Es ist wieder Mittwoch. Dann heulen die dunkelgrauen Renaults mit Blaulicht an mir vorbei, rasen bei Rot über die Ampeln, machen furchterweckenden Lärm, und durch das verdunkelte Glas erkennt man kaum die Hinterköpfe der Insassen. Obwohl die Strecke meist fast leer ist, stellen sich die Chauffeure an, als gelte es, Menschenleben zu retten, dabei fahren sie nur ihre Minister zur Kabinettsitzung ins Palais de l'Élysée.

Jede Stadt erzeugt ihre Geräusche. In New York oder Washington hört man mehrmals am Tag sein eigenes Wort nicht mehr, wenn Polizei, Feuerwehr oder Krankenwagen mit ihren jeweils verschiedenen Sirenen und Lichterbäumen durch die Straßen jaulen. Minister steuern dort ihre Wagen freilich

selber. In Paris fühlt sich nur wichtig, wer mit ›Funzel und Getöse‹ vorfährt. Manche Minister sehen sich erst dadurch bestätigt.

Ein deutscher Politiker erzählte mir, er sei mit Jack Lang, als der 1986 nicht mehr Kulturminister war, in dessen Kleinwagen durch die Stadt gefahren, doch plötzlich habe Lang unter dem Armaturenbrett ein Blaulicht hervorgezogen, es auf das Dach gesetzt und seine Sirene angeschaltet, um schneller, wenn auch verkehrswidrig, voranzukommen. Weil man Minister ist oder war, darf man sich das herausnehmen. Auch die Polizei oder die großen häßlichen Kastenwagen der Sicherheitsspezialtruppe CRS mißbrauchen die Sirene. Kein Wunder also, wenn der normale Autofahrer sich – auch ohne Blaulicht – ähnlich verhält!

Im Januar 1986 verkündete die Polizei in einer großen Kampagne, daß man bei Rot nicht mehr über die Ampel fahren dürfe. Kein Mensch hat sich davon beeindrucken lassen. Einige Monate lang standen Polizisten hinter Bäumen und Hausecken und schnappten sich Verkehrssünder, bis die Aktion einschloß und der alte Schlendrian wieder seinen Lauf nahm. Im Sommer war ich mit dem Rad unterwegs und fuhr bei Rot über eine Kreuzung, da alle, die motorisierte oder pedalgetriebene Zweiräder benutzen, stillschweigend darin übereingekommen sind, daß Verkehrszeichen für sie nicht gelten. Ich mißachtete die rote Ampel, obwohl auf der anderen Straßenseite ein Polizist stand, an dem ich vorbeifuhr. Er hielt mich nicht an. Er sagte nur laut und vernehmlich: »Rot gilt für alle.« Ich fand das schon ein starkes Stück von ihm.

Paris mag die schönste Metropole der Welt sein, das aber bedeutet der Spruch ›Paris ist eine Messe wert‹ nicht. Dieser Satz war ein politisches Bekenntnis. Heinrich IV. soll es formuliert haben, weil er – mal wieder zum protestantischen Glauben zurückgekehrt – mit seiner Armee vor den Toren der Stadt lag und wußte, daß er die Hauptstadt und damit die Königskrone nur gewinnen könne, wenn er endgültig zum Katholizismus überträte. Also ging er – weil die Macht es ihm wert war – zur Messe, bekam so Paris in die Hand und damit, was damals Frankreich war. Den Rest eroberte er anschließend. Heinrich IV. wurde einer der wichtigsten Könige der französischen Geschichte. Dennoch hat er die Kapitale weniger geprägt als sein Enkel, der Sonnenkönig.

Schon wegen der Bauten und der damit verflochtenen Geschichte wird Paris immer als Stadt der französischen Könige angesehen werden, doch das Innenleben hat sich seit den letzten großen literarischen Schilderungen wesentlich verändert: Es ist vorübergehend langweiliger geworden. Marcel Prousts aristokratische und großbürgerliche Welt hat ihren Glanz verloren, aber auch die von Emile Zola und Victor Hugo beschriebene proletarische Not ist zum Glück anderen Umständen gewichen. Ende des 20. Jahrhunderts wirkt Paris wie ein alter Ballsaal, der nach einem rauschenden Fest aufgeräumt wird, obwohl der nächste Abend noch nicht gebucht ist.

Den Reichen verführt Paris leichter als jede andere Metropole der Welt: Die Stadt ist sicher und sauber, die Wohngegenden sind angenehm, die Geschäfte fließen vor

Luxus über, verlässliche Domestiken stehen bereit; Kultur und Küche reizen dazu, die Zeit sinnlos oder sinnvoll totzuschlagen. Die meisten Millionäre Europas leben in Paris, sie mögen aus Südamerika, aus dem Nahen Osten, aus den USA oder Asien kommen. Vor Nachtkabarets, vor Lido, Crazy Horse oder Moulin Rouge stauen sich die Busse mit japanischen oder deutschen Touristen. Ein Pariser läßt sich dort nicht blicken. Drei-Sterne-Lokale sind mittags und abends ausgebucht, beschränken (so sie besonders vornehm sind) den Anteil an Ausländern jedoch auf ein Drittel der Tische. Manche Maîtres d'hôtel stecken Gäste mit Akzent gleich in einen Nebenraum. Diese Nachfahren von Krösus fallen auf, mit Rolls-Royce oder Design-Mercedes. Dagegen gibt sich der französische Reiche auch in Paris außerhalb seiner vier Wände nicht zu erkennen. Schunkeln dunkle Riesenlimousinen durch New York, schweben schwarze Daimler mit so hoher Decke, daß man einen Hut aufbehalten kann, durch die Londoner City, so verwundert es, in Paris kaum Privatwagen mit Chauffeur zu sehen.

Monsieur X. treffe ich manchmal am Morgen, wenn ich in den Tuileries einen Dauerlauf mache, während er schon früh zu Fuß ins Büro geht, und wir grüßen uns. In seiner Wohnung habe ich eine kleine Kunstsammlung gesehen, die andeutete, daß er wohlhabend ist, was das Huhn zum Abendessen nicht verriet. Letzthin las ich in der Zeitung, daß er dreihundert Millionen Francs schwer und einer der zweihundert reichsten Männer Frankreichs sei. Aber einen Chauffeur zu beschäftigen

hielte er für Aufschneiderei – und vielleicht auch für Verschwendung.

Dem Adel hat die Revolution den Gedanken ausgetrieben, ihm gehöre Paris, aber es hat ein paar Republiken gedauert – siehe Proust –, bis sich diese bittere Wahrheit auch materiell durchsetzte. Noch gehören alten Familien des Adels einige der schönsten Wohnungen in Saint-Germain, doch in den besten Palais der Stadt sitzen jetzt die Beamten und Amtmänner, weil es Ministerien oder Botschaftsresidenzen sind: wie das Palais de Beauharnais, schönste Empire-Residenz von Paris und Sitz des bundesdeutschen Botschafters, das Hôtel de Boisgelin, wo der italienische Botschafter für einen symbolischen Franc untergekommen ist, oder das Grand Hôtel d'Estrées, wo sich einst Zar Nikolaus II. einquartierte und heute der sowjetische Botschafter empfängt, nur ein paar Schritte entfernt vom Hôtel de Chanac de Pompadour, das sich seit fünfzig Jahren in der Hand des Schweizer Botschafters befindet.

Wenn ihnen Paris auch nicht mehr gehört, so bestimmen die ›von und zu‹ doch immer noch gemeinsam mit dem Großbürgertum, was in Paris, ja in Frankreich guter Ton ist. Sie zwängen ihre Kinder in sogenannte ›Rallies‹, das sind höchst konservative Zusammenkünfte, wo nur zugelassen wird, wer Stallgeruch hat. Da lernen sie entweder von einem der Älteren oder gar ›chez Barraduc‹ tanzen, sich zu benehmen und, obwohl noch nicht volljährig, schon wie Sechzigjährige anzuziehen. Bcbg (bon chic bon genre) nannte man sie, jetzt heißen sie ›nap‹ (Neuilly Auteuil Passy) nach den teuren Gegenden, in denen ihre Väter die Wohnungen gekauft haben.

Von klein auf werden Töchter und Söhne erzogen, sich in mondänen Kreisen wohl zu fühlen und erst recht sich benehmen zu können.

Erstaunlicherweise kommt der Fremde dennoch nicht zu dem Urteil, daß die Franzosen höfliche Menschen seien. Im Gegenteil! Die Höflichsten des westlichen Kulturkreises bleiben die Amerikaner. Trotzdem: In Frankreich herrscht ganz im Gegensatz zur Bundesrepublik noch eine Klasse, die für die gesamte Gesellschaft den Ton angibt. Und im Gegensatz zu manchen deutschen Kreisen in München, Düsseldorf oder anderswo wäre die dort weitgehend von Geld und Protz bestimmte gesellschaftliche Aufschneiderei Grund zum sofortigen Ausschluß aus eben diesen Kreisen.

Ungeachtet der Entwicklung seit 1789 ist es immer noch vornehm, einen adligen Namen zu tragen, den sich manch ein Bürgerlicher wagemutig selbst verleiht. Valéry Giscard d'Estaings Vorfahr, der äußerst bürgerlich nur Giscard hieß, aber zu Geld gekommen war, hat die Selbsterhebung in den Adelsstand wenigstens noch auf amtlichem Wege durchgesetzt, aber andere legen sich den Adelstitel noch heute je nach gesellschaftlichem Bedürfnis zu. Da es in Frankreich keinen ›Gotha‹ wie in der Bundesrepublik gibt, in dem adlige Herkunft streng festgeschrieben wird, macht man sich in Paris über viele fragwürdige adlige Namen ungehemmt lustig. Die Sucht des Bourgeois, ein wenig Gentilhomme zu sein, haben weder die Ironie Molières noch die Revolution schmälern können.

## Stil statt Fakten

Paris scheint von den westlichen Metropolen die Stadt zu sein, in der die Presse die geringste Rolle spielt, was schon aus der sozialen Stellung der Journalisten zu erkennen ist, die auf der Werteskala weit unten stehen und im Vergleich zu ihren angelsächsischen, aber auch deutschen Kollegen sehr viel schlechter bezahlt werden – ein paar Fernsehstars ausgenommen. Zwar liest man gern manch hervorragende Feder; wenn Jean-Marie Colombani in ›Le Monde‹, Serge July in ›Libération‹, Jean Daniel im ›Nouvel Observateur‹ oder Jean-Marcel Bouguereau und Jean-François Kahn in ›L'Événement du Jeudi‹ eine politische Analyse vorlegen, weiß man sich beim *dîner en ville* zu unterhalten. Da die Stärke des französischen Journalismus Stil und Interpretation, nicht aber kritische Darlegung von Fakten ist, bereitet sie den Politikern wenig Kopfschmerzen.

Nirgendwo beherrscht man die Kunst, Information als Gunst zu gewähren, besser als in den Hôtels und Palais der Ministerien. Öffentlich angekündigte Pressekonferenzen sind selten. So der Journalist genehm ist, bekommt er eine Einladung. Mit Informationen sparsam umzugehen ist eine sehr französische Eigenschaft. In Ministerien hält der Vorgesetzte zurück, was sein Untergebener nicht unbedingt wissen muß. Freunde, selbst die Familie ›belästigt‹ man nicht

mit Informationen über eigenes Ungemach. Man nennt das eben Diskretion.

Manchmal benötigt man Journalisten auch als Staffage: Eines Tages rief mich eine Mitarbeiterin von Premierminister Jacques Chirac an, erklärte, der Regierungschef werde um halb eins eine wichtige Erklärung zum Thema Europa vor einer deutsch-französischen Jugendgruppe abgeben. Ob ich mit dem Kamerateam filmen wolle. Solche freundlichen Angebote sind äußerst selten, also nahm ich an. Bei unseren Vorbereitungen in einem Salon des Hôtel de Matignon fiel mir zwar auf, daß kaum andere Journalisten anwesend waren, aber man glaubt in Paris ja gern an eine besondere Gunst, die einen getroffen habe. Die Jugendgruppen stellen sich auf, der Premier erscheint gehetzt zwanzig Minuten zu spät, stürzt durch die Tür, sagt: »Ah, was haben wir denn hier, was soll ich tun?« Ein Berater schlägt eine kurze Ansprache vor. »Ah gut ...« Chirac gibt einige Minuten Gemeinplätze von sich und verschwindet wieder.

Das nächste Mal werde ich wieder hingehen, Chirac könnte ja tatsächlich etwas Bedeutendes sagen. Aber an Gunst glaube ich nicht mehr. Er brauchte Staffage, damit er wichtig erschien.

Informationen und Zugang zu Politikern erhält man nicht über Pressereferenten, sondern man muß das System der *tuyaux* benutzen, das System der kommunizierenden Röhren. Eines Tages benötigte ich ein Interview mit Außenminister Roland Dumas, weshalb ich meinen Duzfreund Jacques Rummelhardt, Sprecher im Quai d'Orsay, anrief und ihm die Bitte vortrug. Am späten Nachmittag kam die Absage. Dann wählte ich die Nummer von Robert Boulay, der zwar im Quai

d'Orsay keine offizielle Funktion hat, aber ein enger persönlicher Vertrauter von Dumas ist. Eine halbe Stunde später hatte ich den Termin für das Interview. Als ich Jacques am selben Abend beim gemeinsamen Dîner davon erzählte, zuckte er nur mit den Schultern und meinte: »So ist das eben hier.«

Die französische Journalistik, so Heinrich von Kleist 1810, werde nach eigenen Grundsätzen abgefaßt, sie sei »die Kunst, das Volk glauben zu machen, was die Regierung für gut findet« (zit. nach: Egon Erwin Kisch [Hrsg.], Klassischer Journalismus, Berlin/Weimar 1982, S. 77). Wohlgefallen verbreiten will er sicher, der französische Journalismus, und auch auf ihn trifft zu, was mein selbstkritischer Freund Philippe für eine schreckliche französische Eigenschaft hält: die Sucht des *nombrilisme*. Nombri!l, so heißt der Nabel, und in Paris hält man Paris für den Nabel der Welt.

Über aller Berichterstattung steht der gallische Hahn. Monsieur Bouvier, unser Metzger in der Rue de Varenne, meint allerdings, der Hahn sei nur deshalb Wappentier Frankreichs, weil er das einzige Tier sei, das mit den Füßen auf einem Haufen Mist steht und trotzdem noch angeberisch kräht. Weil Frankreich sportlich wenig Spitzenleistung vorzuweisen hat, wirken die Nachrichten über die Olympiade stets grotesk. Da wird gemeldet, wer siebter, dreiundzwanzigster, zwölfter geworden ist – nämlich ein Franzose –, aber wer die Medaillen gewann, interessiert nicht. Und trotzdem: Mit ›Le Monde‹ wird in Paris eine Tageszeitung von Weltformat gedruckt, wie sie in Europa einmalig ist. Und französische Fernsehjournalisten

wirken, wenn sie live Wahlen kommentieren müssen, um vieles kompetenter als deutsche Fernsehmoderatoren, die aus dem Land des Schriftlichen stammen. In Frankreich beherrscht man eben das Wort.